

Diesen Anweisungen hat sich Heinrich Schlier selbst auf das sorgfältigste unterstellt. Das lässt seine „theologischen Besinnungen“, wie er seine Arbeiten gern nennt, kraftvoll und anfordernd sein. Sie sind darauf aus, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe der Hörer und Leser zu nähren. Der Verstorbene hat uns das herausfordernde Angebot seines theologischen Werkes hinterlassen. An uns liegt es, es wahr- und in Dankbarkeit aufzunehmen.

Werner Löser SJ

EINÜBUNG UND WEISUNG

Die Erfahrung des fernen Gottes und das Verlangen nach dem nahen Gott

Es ist fast schon zum Gemeinplatz geworden, von einer Zeit der Gottesferne zu sprechen. Nicht als ob Gott sich von uns zurückgezogen hätte, sich uns nicht mehr zeigen wollte, zur Prüfung, zur Strafe, weil die Menschen sich nicht mehr um ihn kümmern. Manches Psalmwort klagt in dieser Richtung. Die Gottesferne wird dann als „Gottverlassenheit“ empfunden, das Schlimmste, was einem gläubigen Menschen geschehen könnte. „Gottesferne“ meint hier vielmehr die Schwierigkeit, Gott in der Welt, so wie sie heute vorgefunden und erlebt wird, zu finden, ihm in ihr zu begegnen. Genauer gesagt: in der Welt der Industrie und der Technik, der anonymen Institutionen und Massen, in der machbaren Welt, die dem Menschen ebenso seine Macht wie seine Ohnmacht kundtut, ihm seine Möglichkeiten wie seine Grenzen vor Augen führt.

In dieser Welt scheint Gott keinen Ort mehr zu haben, scheinen sein Antlitz und seine Gestalt verstellt zu sein durch die vielen Dinge, die sich autonom gemacht haben, verstellt vor allem aber durch den Menschen selbst, den großen Macher dieser Dinge, anders als in der Welt als Natur und als Schöpfung, die dem Menschen vorgegeben war und ihn allenthalben Gottes Spuren entdecken ließ. Wo Gott im Daseinden nicht mehr begegnet, wo er, trotz der Uranlage des geschaffenen Geistes auf das Unendliche hin, kaum noch erahnt wird, wo sich kein übergreifender Sinn mehr zeigt, wo die Ganzheit des Lebens zerbricht, da fühlen sich viele Menschen, sehr viele, auf sich zurückgeworfen, in das Alleinsein gestossen, fremden Mächten ausgesetzt. In solchem und ähnlichem Erleben wird heutzutage die Erfahrung der „Gottesferne“ gemacht, oft als ein in unerreichbare

Ferne Gerücktsein dessen, was noch trägt, als Abwesenheit einer letzten Hilfe, als unaufhebbare Dunkelheit, als offene oder unterschwellige Desorientierung und Verunsicherung bis zu einer tiefgehenden, geheimen Angst. Auch gläubigen Menschen bleibt solche Erfahrung vielfach nicht erspart. Ein großer Teil der jungen Generation, ob gläubiger oder nicht-gläubiger Herkunft, ist von ihr betroffen.

Diese Stunde der „Gottesferne“ ist nun zugleich auch die Stunde eines neuen Suchens nach Gott, und zwar interessanterweise – gleichsam als Umschlag zu dem bisher Gesagten – eines Suchens nach dem nahen Gott, dem Gott der Nähe, der Geborgenheit und des Friedens, dem sinnstiftenden und sich zuwendenden Gott, „in dem wir leben, uns bewegen und sind“ (Apg 17, 28). Innerhalb des Christentums zeigt sich das eindeutig, aber auch außerhalb desselben begegnet die gleiche Tendenz. Der gemeinsame Nenner ist die „Erfahrung“, die innere, meist meditative Erfahrung, die das Ergebnis einer durch Übung erreichten größtmöglichen Durchlässigkeit aller Kräfte des Menschen ist, der sinnlichen, seelischen und geistigen, wobei die Übung in Sammlung, Sich-Loslassen, Sich-Einfühlen, Hinhorchen, Hinschauen, Hingabe u. dergl. besteht. Im Christlichen verbinden sich hier Naturhaftes und Gottgewirktes, Psychologisches und Geistliches zu einer ununterscheidbaren Einheit, falls nur der ganze Vorgang unter dem Primat des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe steht, oder konkreter: unter dem Primat der glaubenden, hoffenden und liebenden Hinwendung zu Gott (und Jesus Christus), also des Verlangens nach Gemeinschaft mit dem liebenden göttlichen Du.

Will man Gruppierungen und Bewegungen im christlichen Raum benennen, deren Spiritualität stark vom Suchen nach dem nahen Gott, dem erfahrbaren Gott der Nähe gekennzeichnet ist, dann wäre etwa an die charismatische Bewegung zu denken, an die Frömmigkeit der Focolarini, an die Gemeinschaft von Taizé und ihre Faszination auf die Jugend oder auch an alle, die die Meditation zum (formalen) Mittelpunkt ihres geistlichen Lebens gemacht haben. Ein Zug zur Innerlichkeit, aber auch zur Emotionalität ist dieser Spiritualität eigen, einer Emotionalität, die sich in Freude und Zuversicht äußert, im gemeinsamen Gebet und im Lied zum Ausdruck kommt und sich auch dem anderen Menschen mitteilt und mitteilen will. Der Gott der Nähe, wie er sich in den Früchten des Geistes (Gal 5, 22) kundtut, wird gleichsam sichtbar und greifbar; Er ist in allem mit dabei und wird als solcher erfahren.

Eine gewiß notwendige und äußerst fruchtbare Reaktion auf die Erfahrung oder auch das Gerede von der „Gottesferne“ unseres Zeitalters. Sie wurde geradezu von diesen herausgefordert und ist gar nicht mehr aus dem Leben der Kirche in der gegenwärtigen Situation wegzudenken. Dennoch möchten wir hier ein Plädoyer einbringen für eine Spiritualität des „fernen Gottes“, nicht nur weil sie zu einer unverkürzten christlichen Spiritualität einfach hinzugehört und heute etwas verdrängt zu werden droht, sondern weil sie von der realen Welt, so wie sie heute von vielen erlebt wird, und von der faktischen, unausweichlichen Lebenserfahrung des Menschen gefordert wird. Der Christ muß in seinem Glauben eben dieser Welt und dieser Erfahrung standhalten können; er darf ihnen nicht ausweichen, weil das die Gefahr einer Flucht in eine Wunschwelt und in ein Wunsch-

bild von Gott in sich schlösse. Ein solches Pläoyer widerspricht deshalb aber in keiner Weise der Suche nach dem Gott der Nähe, so wie sie sich heute kundtut, noch will sie diese verdächtigen; wohl will sie sie ergänzen und die Erfahrung des fernen, verborgenen und schweigenden Gottes als einen notwendigen, unaufgebbaren Aspekt christlicher Spiritualität dartun, der in unserer Zeit weniger denn je vernachlässigt werden darf.

Der Kreis derer, die sich in intensiverer Weise um eine Erfahrung Gottes im Gebet, im Gottesdienst und hier wie dort in einer lebendigen Gemeinschaft von Gläubigen, im geistlichen Austausch untereinander, in gegenseitiger Hilfe bemühen, ist gegenüber der großen Zahl der „Normalchristen“ relativ gering. Dabei soll das Wort Normalchrist keineswegs von vornherein in einem abwertenden Sinn von konventionellen oder gar Rand-Christen verstanden werden. Gemeint sind vielmehr Christen (auch Priester und Ordensleute und selbst Bischöfe), deren Alltag nicht nur randvoll mit Arbeit und vielerlei Verpflichtungen (Verantwortlichkeiten) bepackt ist, sondern die auch die Undurchschaubarkeit des Lebens, die Vergeblichkeit menschlichen Tuns täglich erfahren, Widerständen begegnen und in Konflikte hineingezogen werden. Das Leben wird von vielen heute als hart empfunden und ist es auch. Es kann den Menschen frühzeitig zermürben und gibt ihm Fragen auf, die er nicht mehr zu beantworten vermag, mit denen er nicht mehr zurechtkommt, zumal wenn zum Gewöhnlichen hinzu noch persönliche Fehlschläge zu verzeichnen sind, Krankheiten bei ihm selbst oder seinen Nächsten sich einstellen, die Zukunft verstellt scheint. Der Christ wird von seinem Glauben gegenüber diesem Leben nicht abgeschirmt. Er hat sich wie jeder andere seinem Geschick sogar als einem *von Gott* ihm aufgegebenen, zu stellen, und nicht nur seinem Geschick, wenn man dabei an etwas von außen Kommendes denkt, sondern sich selbst; er hat sich so, wie er ist, mit seinen Möglichkeiten und Belastungen von Gott her anzunehmen.

In solchen ganz normalen, aber in der heutigen Arbeits- und Menschenwelt dichter und drückender gewordenen Erfahrungen, die zudem bei sehr vielen auf eine oft schon sehr früh geschwächte und verwundete Verfassung stoßen, bleibt es gar nicht aus, daß Gott auch dem Glaubenden in die Ferne gerückt erscheint. Ja gerade er empfindet zu Zeiten etwas erschrocken, als sei Gott im Weltgeschehen, dem der Mensch ausgeliefert ist, gar keine Realität, mit der man im Ernst rechnen könne. Gott gibt sich nicht durch Taten zu erkennen, er greift nicht ein, er läßt dem Schicksal seinen Lauf. Das alles ist nicht nur Täuschung, die Folge einer Resignation, einer körperlichen oder seelischen Ermüdung. Es hat auch einen theologischen Hintergrund. Gott hat sich zwar in seiner Schöpfung offenbart, aber auch in sie hinein verschwiegen. Er erhebt ihr gegenüber einen Anspruch, will sie aber auch sie selbst sein lassen. Von diesem Doppelaspekt her scheint Gott, wie in die ganze Geschichte, so auch in das Phänomen der erfahrenen „Gottesferne“, die bis zur „Gottesfinsternis“ gehen kann, hineinzugehören. Von daher konnte Guardini in seinen letzten Lebensjahren, nach einer schweren Krankheit, einmal sagen: „Ich glaube, diesen Zustand [der Gottesferne, der Gottesfinsternis] nimmt Gott selbst als eigenen Schmerz. Er duldet ihn als Teil jener Geschichte, die

Er in seiner Welt lebt“ (*Theologische Briefe an einen Freund*, München–Paderborn–Wien 1976, S. 26 f.). Daß diese „Geschichte Gottes in seiner Welt“ ihren Höhepunkt in der Gottverlassenheit Christi hat, ihr also Heilscharakter eignet, müßte wohl noch hinzugefügt werden.

Wenn dem so ist, dann lernt der Glaubende, insofern er eine in die Welt hinein erstreckte Existenz ist, Gott in erster Linie als einen Gott der Ferne kennen, als einen verborgenen, schweigenden, sich unter der Evolution der Natur und dem Verlauf der Geschichte verhüllenden Gott. Aber eben diesem Gott muß er sich stellen; er muß sich an ihm festmachen, sich ihm anheimgeben, immer wieder von neuem und in allen Lagen seines Lebens Wenn und in dem Maße er das tut, begegnet er diesem Gott als dem Lebendigen, Alleinigen, weiß er nicht-wissend um den Absoluten und Unbegreiflichen, ereignet sich in seinem glaubenden Herzen Gotteserfahrung, eine reale Erfahrung jenes geheimnisvollen, einzigen Gottes, der nicht mit dem All identisch ist, der nicht zu den erkennbaren Dingen dieser Welt gehört, der alles Nennbare übersteigt. Man kann ihn im Grunde sogar nur erfahren im Modus der Abwesenheit, des Entzugs, des Nichts, unter der Verhüllung der scheinbaren Ungöttlichkeit. Auf jeden Fall muß diese Erfahrung immer mit dabei sein, wo von „Gotteserfahrung“, von der Erfahrung jenes Gottes, der sich in Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen geoffenbart hat, die Rede ist.

Wo die Erfahrung des fernen Gottes in einem Menschenherzen vorliegt, wenn auch nur in Anfängen und unvollkommen, muß es auch Kriterien ihrer Echtheit geben. Da ist einmal das Licht, das auf unerklärliche Weise in der bleibenden Dunkelheit und Undurchschaubarkeit des Lebens die Seele erhellt; da gibt es die Angstlosigkeit in der Tiefe mitten in einer unaufhebbaren Angst der Natur, eine letzte Sorglosigkeit, obwohl weiterhin schwerste Sorgen einen Menschen krank machen, einen unsagbaren, inwendigen Frieden, wo einer zur gleichen Zeit den Tod des liebsten Menschen beweint. Da gibt es vor allem eine vorher nicht bekannte Kraft und Geduld, die einen Menschen, dem Gott sich immer mehr zu entziehen scheint und kaum noch einen Trost gewährt, befähigen, sein Leben bei schwerster Belastung und schmerzlichster Ohnmacht so durchzutragen, daß er in der Tiefe des Herzens, in der er Gott liebend und vertrauend verbunden bleibt, erst ganz zu sich selber kommt, er selber wird und geradezu leidenschaftlich für den schweigenden Gott Zeugnis ablegt. Ein überwältigendes Beispiel dafür ist Therese von Lisieux. Sie kann für viele in unserer Zeit, die den fernen Gott „erleiden“, Vorbild und Hilfe sein.

Therese war ein überempfindsamer Mensch, schon als Kind, und sie blieb es bis zum Tod; die Gnade hat daran wenig geändert. Sie konnte sich entzücken über alles Schöne und war glücklich über jede liebende Zuwendung. Aber sie litt ebenso unter jedem Entzug, und dazu brauchte es nicht viel; das Weinen war ihr immer nahe. Mit dieser Natur paarte sich, vom Elternhaus überkommen, eine so große Liebe zu Gott, dem sie vor allem in Jesus begegnete, daß die Glaubenswelt in allem Beglückenden und aller Liebe, die ihr im Schoß der Familie reichlich zuteil wurden, das unvergleichbare Herzstück ihres Lebens war und immer mehr wurde.

Um so schmerzlicher war die Erfahrung, die sie mit wachsender Bewußtheit machte: Je näher sie ihrem Ziel zu kommen glaubte, dem Herrn ganz zu gehören, stellvertretend für alle, die sich ihm versagten, um so dunkler wurde es für ihr unmittelbares Erleben in der Seele. In Sehnsucht und Liebe Jesus nahe und geeint, verbarg er sich ihr, verhüllte er sein Angesicht, wie sie zu sagen pflegte, schlief er im Boot, in dem sie mit ihm auf das weite Meer der Liebe hinausfuhr. Es war ihr dauernd, als wandere sie durch eine Landschaft, die gänzlich von Nebel eingehüllt sei, oder als ginge sie durch einen dunklen unterirdischen Gang, nicht wissend, wo sie sich befindet. War das die „Nacht der Sinne und des Geistes“, von der Johannes vom Kreuz aus eigener Erfahrung berichtet, oder mehr die Folge dauernden Entzugs menschlicher Zuwendung, deren ihre Natur so sehr bedurfte, der Entbehrung, über sich sprechen zu können, wie sie es vor ihrem Eintritt ins Kloster tun konnte? Die Frage ist müßig. Auf jeden Fall war ihre überempfindsame und übermäßig reagierende, fast neurotisierte Natur das Gefäß der Gnade und der Leiden zugleich. So, wie sie war, konnte sie die Nähe Gottes in Jesus nicht anders erfahren als im Erlebnis seiner Abwesenheit und Ferne, seines Schweigens und seiner Verborgenheit. Und nun das Erstaunliche, ja Bewundernswerte: Sie erkannte das und nahm sich an, willigte in den Zustand der Verlassenheit ein, der im Laufe ihres Lebens sich noch verstärkte und durch ihre Krankheit zur „Gottesfinsternis“ wurde. Es war darum nicht nur ein frommes Wort, wenn sie schließlich sagen konnte: „Mein Trost besteht darin, keinen zu haben.“ Mit jeder bewußtsten Annahme des von Gott ihr vorgezeichneten Weges – und es gab auf diesem Weg herausragende Gnadenstunden – „verlor“ sie ihr Leben im Sinn des Herrenwortes bei Johannes, und „gewann“ es eben dadurch wieder zurück, erhielt sie eine solche Kraft, daß sie des fühlbaren Trostes nicht mehr bedurfte. So konnte sie wenige Wochen vor ihrem Tod schreiben: „Ich habe viel gelitten, seitdem ich auf Erden bin, aber wenn ich in meiner Kindheit in *Traurigkeit* litt, so leide ich jetzt nicht mehr auf diese Weise, sondern in der *Freude* und im *Frieden*, ich bin wahrhaft glücklich, zu leiden.“ Erst im Sterben offenbart sich ihre ganze Größe. Ohne ihre naturhafte Veranlagung zur Angst verloren zu haben, wird sie zur Zeugin dessen, der ihre Angst in seine Todesangst hineingenommen hat und sie hält, der sich in seinem Kreuzestod als der Liebende erwiesen hat und dem die Ewigkeit gehört.

Es gibt viele Gründe für die Erfahrung des fernen Gottes heute und viele Weisen solcher Erfahrung. Immer aber gilt für den Christen als erstes, was die Heilige von Lisieux gelehrt und vorgelebt hat: Man muß sich und seine Situation als von Gott verordnet oder zugelassen annehmen und sich der Liebe Gottes anheimgeben. Nur so läßt sich Gott auch in der Verborgenheit, im Entzug, in Trockenheit und Trostlosigkeit finden, läßt er sich unverwechselbar als Er selbst auch im Schweigen und in der Ferne erfahren. Insbesondere möchte man alle, die an sich leiden, von sich nicht loskommen, aus der Angst leben, keinen Sinn mehr in ihrem Leben finden – und deren Zahl ist Legion – auf Therese hinweisen. Hier wird ihnen ein Weg gezeigt, auf dem sie, indem sie sich vergessen, heil werden, ihr Heil wirken und so erst sie selbst sein können, Menschen, die über sich in Freiheit und Liebe verfügen.

Friedrich Wulf SJ